

I.1.:

Rolf Baum

Am Hohrain 1, 79199 Kirchzarten

Das gibt es nicht!

*Rolf Baum, damals ein 13-jähriger Junge aus **Freiburg**, soll als Melder zum Volkssturm. Sein Vater schickt ihn aber mit dem Fahrrad zur Großmutter nach **Sulzburg**. Von dort aus holt er noch seine Tante Ida aus **Staufen** unter Tieffliegerbeschuss („Ihr Dreckschatze ihr elendige“, schreit sie nach oben, geht aber nicht in Deckung) nach Sulzburg, wo er gemeinsam mit Flüchtlingen aus **Neuenburg** den Einmarsch der Franzosen erlebt. Der Vater der Flüchtlingsfamilie kommt blind und mit zwei amputierten Händen aus dem Krieg zurück. Verstecktes Schwein wird geschlachtet. Nach einigen Tagen wandert der Junge mit anderen auf der B3 zwischen zerschossenen Lastwagen, Gespannen, toten Pferden zurück nach **Freiburg**, wo er seine Familie lebend in der Jahnstraße wieder findet.*



Rolf Baum und seine Trümmerräum-Gruppe im Jahr 1945. Er selbst sitzt mitten in der vorderen Reihe mit einem Beil und der Bügelsäge in der Hand.

Foto: E. Baumgartner (I.1b)

„Das gibt es nicht!“ Das war der Kommentar meines Vaters, als wir beide an seinem Geburtstag zum Volkssturm eingezogen wurden. Anderntags sollte ich mit Marschverpflegung als Melder antreten. Ich war dreizehn Jahre alt. Am diesigen Spätabend des 14. April 1945 setzte er mich, in voller Pimpfenuniform, auf das einzige noch bereifte Damenfahrrad unserer Familie: " Fahr nach Sulzburg und bleib dort bis der Krieg vorbei ist!" In der Tasche hatte ich einen "Marschbefehl": „Mein Sohn Rolf befindet sich auf dem

Weg zu einem kriegswichtigen Einsatz bei seiner Großmutter Frau Luise Baum geb. Meurer. Heil Hitler. Hubert Baum.“

Die endgültige Niederlage vor Augen, suchten Partei und Wehrmacht ihr Heil zuvor noch im nackten Terror. Hitler befahl, den Westwall bis zum letzten Atemzug zu verteidigen. Standgerichte drohten fliehenden Soldaten, selbst deren Angehörige mussten mit "Sippenhaft" rechnen. Die 1. französische Armee stand vor Offenburg, und der Kanonendonner war bei uns zu hören.

In einer Oktobernacht des letzten Jahres, noch vor dem verheerenden Luftangriff auf unsere Stadt, hatte mir Vater vorsorglich den Fluchtweg für unsere Familie nach Sulzburg gezeigt. Damals stand ich auf zusätzlich angeschraubten "Aufsteigern", altmodischen Achsverlängerungen seines Hinterrades, und hielt mich an seinen Schultern fest.

Jetzt radelte ich im wetterleuchtenden Schein von Mündungsfeuer und Einschlägen im Elsass durch St. Georgen, an Leutersberg vorbei nach Schallstadt. Am Anstieg beim Ebringer Bahnhöfle lagen rechts und links tote Pferde an der Straße. Völlig erschöpft waren sie, zum Teil noch im Geschirr und an der Deichsel, im Rückzugswirrwarr verendet.

An der Bahnunterführung in Schallstadt ging es von der Bundesstraße ab ins Schneckental nach Kirchhofen. Dieses Seitental war durch den vorgelagerten Batzenberg gegen Einsicht und Beschuss geschützt. Bei Pfaffenweiler kommt mir im Talnebel ein Trupp Kriegsgefangener entgegen, und ich sehe zum ersten Mal dunkelhäutige Marokkaner und Senegalneger. Hell leuchtet das Weiss ihrer Augen unter dem Fez über wulstigen Lippen, und mir ist sehr mulmig.

Unterschiedliche Truppenteile, Marinesoldaten und Angehörige der Luftwaffe sind zu Fuß und mit Gespannen auf der Straße. Lebender Proviant, Kälber und Kühe werden am Strick hinterher gezogen. Lastwagen gibt es keine mehr, das Benzin ist alle. Und dazwischen ein radelnder Pimpf !

Die kleine Landstraße führt in Staufen an der Pestkapelle vorbei zur ansteigenden Bettelküche bei Grunern. Spät in der Nacht komme ich bei der völlig überraschten Großmutter an. Den Marschbefehl habe ich zum Glück nicht gebraucht.

Damit ich nicht untätig auffiel, steckte mich Oma kurz entschlossen in die achte Volksschulklasse. Am 20. April hing das Führerbild wieder über dem Katheder. Es wurde mit Maiglöckchen geschmückt. Die Schülerkommentare waren sehr zurückhaltend, denn die Rheinarmee stand schon vor Mühlheim. Was zu Hause los war, wusste ich nicht. Telefonverbindungen waren nicht mehr möglich, das Bähnle nach Krozingen hatte keine Kohlen mehr, Post und Zeitungen gab's nicht. Nur wilde Gerüchte und Mutmaßungen.

Zwischen Wohnzimmer und Ladengeschäft hatte sich Großmutter ihre Bettstatt eingerichtet. Für die zu erwartenden unruhigen Zeiten wollte sie näher bei ihren Waren sein. Sie rechnete mit Überfällen und Plünderungen. So verbrachte ich meine Nächte im ehemaligen Schlafzimmer der Großeltern, was auch prompt mit militärischer Einquartierung belegt wurde.

Eine Infanterieeinheit, inzwischen mit Pferd und Wagen, befand sich "auf dem geordneten Rückzug". Eine der Parolen auf den Planwagen verhieß: „Sieg oder Sibirien“. Ich war in die Gesellschaft von fünf Landsern gekommen. Ihren Proviant hatten sie bei Cuvilliér mit unverdünntem Alkohol und sonstigen Essenzen in Korbflaschen aufgebessert. Zum Mischen wurde ein Kochtopf ausgeliehen, der dann allabendlich reihum ging. Ich hatte den ersten Schwips meines Lebens.

Die Männerwitze und das Thema Nr. 1 gingen, wie auch ein mir unverständlicher Damenbesuch bei abgedunkelter Taschenlampe, an meiner Naivität schadlos vorbei. Nachdenklich machte mich nur der Bericht eines ehemaligen Möbelpackers von Schenker, der von horrenden Trinkgeldern erzählte, wenn Seekisten noch rechtzeitig vor 1938 in Bremerhafen verladen werden konnten. Die Hintergründe habe ich erst später verstanden.

Jeder Tag war voll neuer Ereignisse und ich hatte jahrelang das Gefühl, Monate in Sulzburg zugebracht zu haben.

Für ein Speckvesper half ich beim Aufschlagen und Eindecken einer heimlich auf der Dottinger Halde beim Behagelsfelsen erbauten Hütte. Die Grether - Mühle hatte schwarze Mehlbestände unterzubringen, die vor den anrückenden Feinden versteckt werden sollten. Geuse-Paul, ein Freund meines Vaters und Mitglied in der Zunft der Hamburger Zimmerleute, hatte mich geholt. Er war dem Russlandfeldzug durch ein steifes Bein entkommen. Die Wunde war ihm zugefrozen, und er konnte sich, auf den Ellenbogen robbend, in einer Nacht zurück in die eigenen Linien schleppen. Seine knapp-präzisen Hinweise zum Anpacken, sein selbstverständlicher Umgang mit Holz und seine fröhlich-direkte Art zogen mich immer wieder an, und er brachte mir im Nebenher eine ganze Menge praktischer Dinge bei. Trotz seines steifen Beines stieg er wieder auf Leitern und Dachstühle. Er war ein gesuchter Handwerker. Seinen Strom machte er sich schon damals selbst. Ein hölzernes Wasserrad wurde vom Sulzbach angetrieben und ein Elektromotor war der Generator. Einfallsreich richtete er nach dem Krieg den ersten Campingplatz von Sulzburg beim Judenfriedhof ein.

Klammheimlich zogen alle Militäreinheiten nach dem 20. April ohne jede Voranmeldung ab. Kein Soldat war mehr im Städtchen. Pfarrer Dessegger verstaute mit uns Buben übrig gebliebene Panzerfäuste und Kisten mit MG- Munition, Handgranaten und Sprengsätze in der einzigen Hallenkrypta Süddeutschlands,

in der Klosterkirche unter dem Ostchor. Die Kirche stand damals leer. Zum Glück wurde das Versteck nicht beschossen und nicht mehr von fanatisierten Parteigenossen zur Verteidigung entdeckt.

Von zu Hause hatte ich keine Nachrichten; was in Freiburg los war, konnte mir niemand sagen. Großmutter hörte nach dem Mittagessen immer heimlich den Schweizer Sender. Direkte Hinweise für die Situation um Sulzburg gab das aber auch nicht. Stattdessen musste Neuenburg evakuiert werden, und seine Bevölkerung wurde mit Alten, Kranken, Kindern und dem ganzen Viehbestand auf Sulzburg verteilt. In den Ehebetten der Großeltern schliefen jetzt ein Großvater, drei Kinder, ihre Mutter und ich auf einem eisernen Bettgestell. In der Schiire standen eine Kuh und ein nicht angemeldetes Schwein. Dazwischen gackerten die Hühner. Es war abenteuerlich und ungewohnt.

Die Front im Elsass kam hörbar näher. Das normale Leben hatte aufgehört. Wer konnte, hatte versucht, sich dem Wahnsinn zu entziehen und war in scheinbar sichere Gegenden zu Verwandten gereist. So auch Tante Emilie. Sie war mit den Kindern nach Lautlingen im Württembergischen gefahren, und Tante Ida hütete derweil das Haus in Staufen. Die Telefonleitungen waren zerschossen, das "Zügle", der "Juddeschlitte", fuhr auch nicht mehr nach Krozingen, weil Tiefflieger auf alles schossen, was sich bewegte.

Trotzdem machte ich mich nach Staufen auf, um nach der Tante zu sehen. Durch die Weinberge pirschte ich vorsichtig über den Kastelberg. Das letzte freie Stück unterhalb vom Altenberg auf den Feldern schaffte ich in vorschriftsmäßiger Deckung. Tante Ida saß mitten im Wohnzimmer auf ihrem Reise-Schließkorb mit dem russischen Silber. Ihr Bündel war gerichtet; sie wollte mit mir zu Fuß nach Sulzburg.

Im Inferno der Granatabschüsse und -Einschläge hinter dem Rhein machten wir uns auf den Weg. Zunächst ging alles gut im Tempo der 82-jährigen Tante. Aber dann kam er, der Tiefflieger. Am Neumagen raste er auf uns zu. Im Acker spritzten die MG-Garben hoch, und ich sah den Piloten mit seiner dunklen Fliegerbrille in der Kanzel. Das silberne Jagdflugzeug mit der französischen Kokarde am Leitwerk zog über uns hoch - während ich schon längst instinktiv Deckung suchend im Straßengraben lag. Tante Ida war unerschütterlich weitergegangen. "Ihr Dreckschpatze, ihr elendige!" brüllte sie in den Motorenlärm und schüttelte ihren Krückstock wütend über dem Kopf. Das war Tante Ida.

„Feurio! Feurio! Es brennt! Es brennt !!“ Die Stimme der Frey-Frau reißt mich aus dem Schlaf: „Feuer! Es brennt!“ Kläglich jault eine Handsirene, ohne Strom funktioniert nicht mal die Luftschuttsirene.

Verschlafen kramt der Neuburger Großvater nach seinen Schuhen. Hinter der Kirche lodern die Flammen haushoch. Es brennt beim oberen Beck. Im Stall brüllen die Kühe. Sie sind nicht durch die Flammen zu bringen. Endlich kommt die Motorspritze. Aber es ist kein Benzin mehr da, um sie in Gang zu halten. Wie im Mittelalter bilden wir eine Eimerkette zum Marktbrunnen. Später wird mit einer museumsreifen

Doppelwippe ein spärliches Rinnsal auf das Dach gepumpt, um wenigstens das Wohnhaus zu retten. Ich habe die Gewalt des Feuers noch nie so direkt erlebt.

Für den nächsten Tag war die Rückkehr des Vaters der Flüchtlingsfamilie durch das rote Kreuz angekündigt worden. Wir hatten Schlimmes erwartet und uns immer wieder über Prothesen und Greifhilfen unterhalten. Aber die Realität war grauenvoller als unser Vorstellungsvermögen. Schluchzend ging ihm die Familie entgegen. Er war blind und hatte beide Hände verloren. Der noch junge Vater saß später in seiner Uniform vor der Scheune. Seinen kleinen Sohn hatte er zwischen den Knien. Wo die Sonne stand, konnte er nur noch durch die Wärme spüren.

Am Sonntag, 25. April 1945 kam das Granatfeuer auf Sulzburg zu. Das Städtle war leergefegt, und wir unterhielten uns unter den Haustüren. Die Franzosen sollen schon in Heitersheim sein. Alles wartet, keiner weiß Bescheid. Ungewissheit, keine Nachrichten. Vor dem Stadttor haben sie eine Panzersperre gebaut. Sie – das sind die Parteigenossen, deren Verteidigungsversuch ganz Sulzburg in die Luft jagen kann.

Vom "Schlössle" fährt Frau Bornhäuser rasselnd auf einem Leiterwägle einen Waschkorb ins Pfarrhaus. Die Gewehrläufe der Jagdwaffensammlung lugen unter einem Leintuch hervor.

Der Reichführer SS Himmler hat befohlen, alle Männer standrechtlich zu erschießen, die in einem Haus mit weißer Fahne angetroffen werden. Damit sind auch HJ-Buben meines Alters gemeint. Sollen wir trotzdem ein Leintuch raushängen? Ich sitze auf dem Speicher und habe die Hakenkreuzfahne von der Stange gerissen. Ich nagle ein Betttuch an. Irgendwann soll jetzt mal Schluss sein, Schluss mit der ewigen Ungewissheit und bedrückten Angst.

Unterm Haus geht ein Zwölfender, ein Parteigenosse, in voller SA-Uniform entlang. Nachdem er vorbei ist, stecke ich die Kapitulationsfahne aus dem Giebelfenster. Hinter gegenüberliegenden Speicherfenstern sehe ich die ebenso lauernden Köpfe der Nachbarn. Und jetzt wird die ganze Hauptstraße weiß beflaggt.

Zum Mittag ist es still geworden. Wir sind alle in einer lauernden Spannung, unfähig etwas Vernünftiges zu tun. Ich will einen Freund im Schlössle besuchen, der einen Dieselmotor aus Märklinteilen gebaut hat. Mit einer Lötlampe erhitzt er den Zylinder, in dem sich schon zischend der Kolben bewegt. Die vermeintliche Zündung erfolgt aber mit einer Druckwelle, der das Pfeifen einer ankommenden Granate vorausgeht. In Sekundenbruchteilen hatte ich mich auf den Boden geworfen und schon polterten losgeschlagene Fensterkreuze vom oberen Stockwerk in den Garten. Ich war nie wieder so schnell – in der Nachladezeit – über den Marktplatz in Großmutter's Keller gerannt. Die auf die Hausecke vom Schlössle abgefeuerte Panzergranate war in einer davor stehenden Tanne im Apothekergarten explodiert.

Im dumpfen Keller, direkt unter dem Holzboden des Wohnzimmers, hocken wir zusammen mit den Neuburger Flüchtlingen und ihrem Vater. Die Zeit vergeht langsam in der bleiernen Ungewissheit. In das gelegentliche Granatfeuer rattert wieder ein Leiterwägle. Dieses Mal haben sie den Sohn vom Hirschenwirt ins Krankenhaus gefahren. Er war zu nahe an die Panzersperre geraten. Sein Arm musste amputiert werden.

Die mahlenden Geräusche hatte ich nicht gekannt. Ich meine, ich hätte sie stundenlang gehört bis ich wusste: Panzerketten. Dann ist es wieder still. Der Beschuss hat aufgehört, die Kettengeräusche sind verebbt, und die Abendsonne scheint durch die Kellertüre. Ich halte das nicht mehr aus und gehe nach oben: In dem mittelalterlichen Stadttor steht ein lehmfarbener Panzer. Er ist so groß, dass sein Kanonenrohr in das obere Stockwerk der Häuser schießen könnte. Verharrend wie ein Wesen von einem anderen Stern – ich hatte noch nie einen Panzer dieser Größe gesehen, bewegt sich der Kanonenlauf nach links und rechts. Wird er schießen?

Die unmittelbar dahinter auftauchenden Franzosen in Khakiuniformen werden mit Wein in geraden Gläsern begrüßt.

Der Krieg ist zu Ende! – und mir laufen nach über einem halben Jahrhundert die Tränen runter, während ich dies aufschreibe.

Im Zeitraffer werden noch am gleichen Tag Deklarationen verlesen: Waffen, Fahrräder und Radioapparate sind abzuliefern, und ab 20 Uhr ist absolute Sperrstunde, niemand darf auf die Straße. Vor dem Rathaus türmen sich Munition, Panzerfäuste, Pistolen und Karabinergewehre, denen ich mit einem herrlichen Gefühl der Vergangenheitsbewältigung die Kolben abschlage.

Wir bleiben ohne Informationen, wir können uns nicht frei bewegen und erleben abends die randalierenden Fremdarbeiter in ihrer plötzlichen Freiheit. Sie schießen grölend und besoffen auf die Schornsteine der Nachbarhäuser, und frei laufende Hühner werden durch Salven aus Maschinenpistolen zerfetzt.

Wie geht es meinen Eltern? Was ist in Freiburg los? Wie und wann kann ich wieder nach Hause ohne Fahrrad? Wann ist der Krieg wirklich zu Ende? Und wie geht es dann weiter?

Das Inferno sollte noch vierzehn Tage dauern bis zur bedingungslosen Kapitulation am 8. Mai 1945, und ich wollte doch so schnell wie möglich heim.

Stauend erleben wir die ersten Jeeps und amerikanische Lastwagen, Tagesrationen mit Klopapier, was wir schon lange nicht mehr hatten, und papierweißes Brot. Was haben die Franzosen gelacht, als wir das

vermeintliche Gutsele schluckten. Es war Wrigley's Kaugummi und uns so neu wie das motorisierte Bordell mit Mulattinnen in bunten Zigeunerröcken.

Damit das heimliche Schwein unserer Neuenburger Flüchtlinge nicht in falsche Mägen geriet, wurde kurzerhand eine "Notschlachtung" beschlossen. Gegen Abend dampfte Großmutter's Waschküche. Das Säule lief uns quiekend davon, und ein paar beherzte Männer mussten zulangen. Noch vor der Sperrstunde habe ich Messer, Stahl und Borstenschaber beim Sum-Metzger ausgeliehen, und ein tschechischer Landarbeiter übernahm für Naturlohn und die Küsse seiner Freundin das Schlachten. Nicht ganz unerfahren durch meinen Anschauungsunterricht im Schlachthaus von Engen, als der Krieg ausbrach und unsere Familie dorthin flüchtete, wurde das Säule entgegen meinen Kenntnissen von Janosh auf dem Bauch liegend zerteilt. Aber wir hatten zu wenig Platz in der kleinen Waschküche und kein Gestell zum Aufhängen. Im Dampf der Wurstbrühe wuselte es nur so von Helfern, die durch den verräterischen Geruch angelockt, hinter der verschlossenen Türe beim Hacken und Wursten mitmachten. Die Wurst kam in Einmachgläser, das Wellfleisch auf den Tisch und in die Nachbarschaft. Bis zur Sperrstunde war alles verteilt.

Zwei Tage nach der Kapitulation, die wir als Erlösung empfanden, schloss ich mich einer Gruppe von zwei Frauen und einem ehemaligen Briefträger Richtung Freiburg an. Wir gingen um vier Uhr los, um die 37 Kilometer in einem Tag zu schaffen, weil wir auf den kürzeren Nebenstrecken Angst vor Überfällen hatten.

Was uns erwartete war ungewiss. Über Heitersheim zockelten wir auf der Bundesstraße durch die Dörfer. Einmal konnten wir auf einem Dillenwagen ein Stück mitfahren, den Rest gingen wir zu Fuß. Die Kriegsreste und Dreck lagen links und rechts der Straße: tote Pferde, stehen gelassenes Gerät aller Art, kaputte Lastwagen, zerschossene Panzersperren und von Granaten getroffene Häuser. Die in allen Orten herumstehenden Besatzer ließen uns unbehelligt. Geordnete Einheiten wie bei der Wehrmacht kannte die kämpfende Truppe der Franzosen nicht.

Nach zwölf Stunden machten wir Rast in Wolfenweiler. Im "Leimstollen" wollten wir eine Apfelsaftschorle bestellen, aber ein betrunkenere Fremdarbeiter versuchte unsere Frauen zu küssen. "Deutsche Frau gutt." Wir entkamen dem Tumult und legten uns erschöpft in den Straßengraben von St. Georgen bei der Seilerei.

Ich wurde ungeduldig und machte mich für den Rest des Weges alleine auf die Socken. In Freiburg war es still. Außer Militärstreifen war kaum jemand auf den Straßen, und meine Spannung stieg. Marokkanische Soldaten im Burnus rauchten im Straßengraben hockend, und ich wollte nur noch heim. Die vertraute Wiehre und der Messplatz waren unzerstört, und meine Hoffnung, dass auch die Jahnstraße heil geblieben war, erfüllte sich. Wir saßen schließlich alle unterm Mirabellenbaum zum Abendbrot; einen Tag zuvor war mein Vater aus der Gefangenschaft entlassen worden. Er hatte sich noch einen

ungewohnten Schnauzbart stehen lassen. Meine Großmutter war in der männerlosen Situation zu uns in die Dachkammer gezogen. Zum ersten Mal konnte ich wieder in meinem Bett schlafen.

Ich hatte neunundzwanzig Tage erlebt, die mir vorkommen, als wäre ich ein paar Monate in Sulzburg gewesen.

Rolf Baum



Hier nun das ganze Foto mit der Trümmerräum-Gruppe von 1945 mit Rolf Baum im Vordergrund.

Foto: E. Baumgartner (l. 1c)